

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 5-6

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

geschmackvollen Klassizismus. Deutschland quält sich um moderne Lösungen, sucht krampfhaft nach originellen Ideen, ohne die nötige Freiheit zu erringen. Das unabhängige, gelockerte Projekt ist zweifellos das von Le Corbusier, unserm berühmten Landsmann. Er gliedert, wie logisch, in zwei aneinandergefügte Komplexe, Völkerbundssaal und Generalsekretariat. Den Saalbau schiebt er gegen den See mit einer Schmalseite vor, das langgestreckte Generalsekretariat parallel zum Seeufer diskret etwas ins Land hinein. In der Anordnung der Baumassen wahrt Le Corbusier fein und geschickt den Takt gegenüber der Landschaft. Die Durchbildung nötigt Bewunderung ab. Bei aller Eigenart fehlt jede gesuchte Künstelei, das Projekt ist entschieden einzig entwicklungsfähig. Trapezförmig ist der Grundriß des Saales, von der schmaleren Parallelseite hallen die Reden in den sich weitenden Raum. Geschickt ist die Zufahrt unter einen großen Perron gelegt, klug ist die Organisation des Ganzen. Das flache Dach ist natürlich als Dachgartenrestaurant gedacht und soll mit grüner Vegetation den harten, horizontalen Abschluß nach oben durchbrechen, lockern. Unglücklich ist einzig die Fassade gegen den See, wo Le Corbusier einen „stilvollen“ mißratenen Sprung versuchte.

Man fragt sich, woher das allgemeine Versagen kommt. Die Architektur ist heute entschieden in einem Übergangsstadium. Neue technische Möglichkeiten zwingen zu Ingenieurkonstruktionen. Die Baukunst entfernt sich von den bisherigen Theorien der Harmonie und wirft sich der voraussehungslosen, nach jeweiligen Zwecken gestaltenden Technik in die Arme. Repräsentative Forderungen müssen praktischen Notwendigkeiten weichen. Größte Ökonomie der Kräfte ist erforderlich, une maison machine, wie Le Corbusier sagt. In unserer verarmten Zeit gibt es kaum mehr große Bauaufgaben, die zu reinen Nutzforderungen noch eine Gesinnung ausdrücken sollten. Der Völkerbund will eine solche haben und diese doppelte Aufgabe überstieg offenbar die Kräfte. Man suchte Zuflucht in den ausgetretenen Pfaden historischer Tradition und diese versagte ihre Hilfe. Andere Seiten, andere Bauten!

Doris Wild.

Bücher-Rundschau

Verteidigung des Abendlandes.

So müßte man vielleicht das Werk überschreiben, das zu beginnen und zu betreuen unsere edelste und zugleich schwerste Aufgabe ist. Das Werk, das alles umfassen müßte, was an Zukunftswilligem und Sachtreuem in den gegenwärtigen und kommenden Generationen geschaffen würde. Das Werk, das emporwachsen müßte wie eine jener mittelalterlichen Kirchen, Heiligtum und Festung in Einem, gebaut von Allen, zusammengehalten nur im freien Willen des Bauens. Dieser freie Wille könnte aber nicht aus krampfig angstvoller Abwehr entstehen, er müßte ausstrahlen aus einer starken und reinen Erkenntnis dessen, was das Abendland an menschlichen und übermenschlichen Werten bedeutet. Die Verteidigung wäre dann nur natürliche Auswirkung eines sichern abendländischen Seinsbewußtseins. Denn Verteidigung ist nur dann nicht von vornherein Niederlage, wenn sie nichts ist als nach außen, in Tat gewandte Überzeugung, ein Substantielles zu besitzen, das durch Auseinandersetzung mit dem Fremden schließlich nur gewinnen könnte an Sinnreine und Lebensglut.

Das jüngst erschienene Buch von Henri Massis: „*Défense de l'Occident*“*) trägt den Akzent durchaus auf dem Worte Verteidigung. Massis ist einer der redewilligsten Vertreter des französischen Neukatholizismus, der mehr als im

*) Plon, Paris 1927.

sonstigen Europa hier seine Armut an tragfähigen, auf allen Stationen des Geistes erprobten Gedanken und Lebensimpulsen durch die falsche Entschiedenheit eines in jeder Phase ungehemmt zur „Lösung“ forschreitenden „Denkens“ zu verheimlichen trachtet. Was an dem Buche zu Anfang wenigstens einnimmt, ist ein gewisser kriegerischer Schwung des Selbsterhaltungstriebes, hinter dem man gerne trächtige Hinterwelten vermutet. Erfrischend wirkt auch zuerst eine seltsame Unbelastetheit des Geistigen, in der man Zukunft und Wachsen wittert. Die lapidare Verständnislosigkeit, mit der entscheidende Fragen des Geistes als lächerliche oder gar unmoralische Spiegelstecherei abgetan werden, verblüfft auf den ersten Blick und schmeichelt dem abgetakelten Geiste. Aber die Verblüffung verpufft allzu bald, und bald kommt der Leser dahinter, daß hinter dieser Einseitigkeit und Problemlosigkeit nur zu einem ganz geringen Teil gesunde, junge Selbsterhaltung steckt.

Das Abendland spielt in Massis' Buch nur eine ganz geringe Rolle, wenigstens das Abendland, das der Verfasser als solches gelten läßt. Er beschränkt sich in der Haupttache darauf, die Verbreitung der orientalischen Gejinnung in Europa aufzuzeigen und die angeblich so friedensselige orientalische Lebensauffassung als Europafeindlichkeit und politisch wirksame Maske eines heimlichen Nationalismus aufzuzeigen. Nur im letzten, räumlich sehr beschränkten Teil seines Buches gibt Massis dem bedrohten Westen kurz und unvermittelt beinahe einige Verhaltungsmaßregeln, auf deren Wert wir noch zurückkommen werden.

Die grundlegende Behauptung des Werkes ist wohl die: Deutschland gehört nicht zu Europa als dem abendländischen Kontinent. Deutschland, „dessen Geist beständig schwankt zwischen der asiatischen Mystik und der Latinität und das auf einen unaufhörlichen Protest gegen die römische Idee festgelegt scheint, ist eine jener Nationen jüngeren Datums, die nicht mit den andern Schritt hielten auf dem Wege der menschlichen Zivilisation und nur künstlich oder unvollständig an den europäischen Staatenkörper angegliedert sind.“ Deutschland nimmt den abendländischen Gedanken nur in dem Maße an, als er als Plus in die eigene Rechnung eingeschrieben werden kann. Sobald „das Prinzip des germanischen Ich angegriffen wird, setzt sich dieses zur Wehr und läßt sich dabei überraschen, wie es allem flucht, was seiner Begehrlichkeit nicht mehr Genüge tut.“ Denn „der Deutsche kennt keine andere Menschheit als die seine.“ Spengler, dessen Kulturfatalismus deshalb so viel Erfolg hat, weil er die Deutschen vom Gefühl der Schuld am Weltkrieg entbindet, Kaiserling und seine Schule der Weisheit, sie illustrieren diese ostwärts gerichtete Haltung des Nachkriegsdeutschland. Aber sie sind nicht ohne Ahnen: hinter ihnen steht die lange Reihe der deutschen Mystiker und Philosophen und vor allem Luther, der Himmel und Erde fundamental trennte und so den Himmel zu wezenloser Höhe, die Erde zu einem Ort gemeiner Befriedigung machte. „Luther ließ das deutsche Volk in der Nacht seiner formlosen (imprécises) Träumereien, im Illusionismus seines fantastischen Himmels und führte den sündigen Menschen zum Besitz der Erde zurück, wo er ihm sofortigen und reichen Erfolg versprach.“ (Diese Deutung könnte andeutungsweise und auch hier nur schlimm vergröbernd auf Calvin angewandt werden, an Luther gemessen ist sie sinnlos.) Und wenn die deutschen Mystiker immer wieder auf die geheimnisvolle Einheit von Gott und Mensch zurückkommen, so ist das auch nichts anderes als der konstante Wunsch des Deutschen, „die Begierden des Individuum mit scheinbar heiligen Texten zu rechtfertigen.“ Auch die Haltung der deutschen Jugend, die nach dem Krieg alles von einer vollständigen Erneuerung erhoffte, war nur der Wille, den Zusammenbruch der lateinischen Welt herbeizuführen. Denn die absolute Suprematie des französischen Geistes war dieser Jugend unerträglich offenbar geworden. Massis zitiert hier den „des intellektuellen Nationalismus sicher nicht verdächtigen“ Jacques Rivière mit seinem 1919 getanen Ausspruch: „Die französische Intelligenz ist die einzige, die es auf der Welt gibt. Wir allein haben uns eine intellektuelle Tradition zu bewahren gesucht, wir allein haben nicht aufgehört, an das Prinzip der Identität zu glauben. Ich sage es

ganz kaltblütig: wir allein auf der Welt können noch denken. Auf philosophischem, literarischem, künstlerischem Gebiet wird in Zukunft nur noch das zählen, was wir sagen.“ Dem gegenüber hält Massis als deutsche Ketzerei den — übrigens heute längst überholten — Ausspruch von E. R. Curtius, daß Deutschland sich von Frankreich abgewendet habe, um im Osten ein „Wort des Lebens“ zu vernehmen. Das ist es, was Massis vor allem aufregt, die Bereitschaft des deutschen Menschen, Neues zu erleben. „Kein Typus der Zivilisation hat es je erreicht, sich den eingefleischten Individualismus des Germanen zu unterwerfen. Daher kommt auch seine Leichtigkeit, sich neuen Lebensformen hinzugeben, entgegengesetzte Anstöße zu empfangen; daher kommt sein ununterbrochener Aufstand gegen die Weltordnung, die Umstürze in der Geschichte, die eine ständige Drohung für die älteren und vollständigeren (plus complètes) Nationen sind, wo die Kultur sich erhält und sich als lange Erfahrung überträgt, mit der man nicht ohne Schaden brechen könnte.“

Gleicherweise zeigt nun Massis an Russland auf, wie es — durch Peter den Großen naturwidrig an Europa gekettet — sich wieder dem Osten zuwendet. Neben viel interessantem Material finden wir auch hier in der Interpretation wieder viel Abwegiges. So den Vorwurf, Russland habe jede neue Idee von außen bekommen, was doch in Anbetracht dessen, was die Russen daraus gemacht haben — ein Ergebnis, das in seiner völkischen Ausgeprägtheit im 19. Jahrhundert wohl einzig dasteht — leicht unwichtig ist. Oder die Klage, Russland habe nur religiöse Gefühle, verstehe aber die Lehre Christi und die Kirchendogmen nicht. Es habe durch die Schuld seiner geistlichen Führer eine „Lumière doctrinale vraiment vivifiante“ entbehren müssen und sei dem Überglauben, frankhaften Angstzuständen und unvernünftiger Unruhe verfallen. — Germanismus und Slawismus finden sich nun in der Hoffnung auf eine neue Offenbarung, eine Theorie, mit der sie die Hegemonie der zukünftigen Welt erstreben. Wie überhaupt dieser religiöse Irrationalismus den wilden Rivalitätsgelüsten der Rassen merkwürdig nützlich sei. „Diese verwirrenden Lehren, die an der Grenze der germanischen Wälder und östlichen Wüsten entstanden sind, ziehen ihren Nutzen aus der Unordnung des europäischen Gewissens, aus jener den großen Umwälzungen folgenden geistigen Müdigkeit, um sich gegen die Zivilisation zu erheben im Namen des „Lebens“, des Instinkts...“ Deutschland liefert die düsteren Theorien, das „junge Barbarenblut“ der Russen aber bemächtigt sich ihrer und verleiht ihnen Wirklichkeit.

Dieser zwei Wege — der deutschen Philosophie und der russischen Mystik — bedient sich nun das wirkliche Asien, um in Europa einzudringen. Massis versucht, die Verschiedenheit aufzuzeigen, die zwischen der Wirklichkeit des Orientes und dem uns vorgemalten, von uns geglaubten Bilde besteht. Man fühlt: hier fehlt dem Verfasser jede wirkliche Kenntnis, und zudem ist hier die Dynamik seines Hasses so flau geworden, daß er uns nicht einmal mehr zu reizen vermag. Massis betont vor allem den sicher teilweise zutreffenden Gedanken, daß die Siedlungen des Ostens, die zu uns kommen, entweder Europäer oder europäisierte Asiaten seien, die ihren Asiatismus vorwiegend durch Asiatisierung europäischen Geistesgutes gewonnen hätten. Er weist auch auf den Unsinn hin, der darin liege, daß der Orient just in dem Moment als Bußprediger zu Frieden und Vergeistigung auftrete, wo er selber die entscheidende Wendung zur Nationalisierung und Industrialisierung vollzogen habe. Auch hier sieht Massis nichts anderes als eine zu politischen Zwecken ausgehängte Maske, hinter der sich nur der Wille zur Entthronung Europas verstecke. Aber wer sind die Schuldigen? Die Europäer selber, die in den eigenen Reihen „Verrat üben!“ Die Rolland, Maeterlind, Bergson, Rehserling — allen voran natürlich die Deutschen in ihrer Gesamtheit, die zum Sündenbock des verirrten Europa werden.

Bis dahin erschöpft sich Massis' Werk in wilden, kaum je sauber beweisbaren, nicht sehr originellen Angriffen gegen alles Andersdenkende. Man spürt: hier handelt es sich nicht um freudige Verteidigung eines gläubig besessenen oder gläubig errungenen Gutes. Hier herrscht Haß und Angst. Bedeutsam

wird diese Tatsache aber erst dadurch, daß wir erkennen, wie wenig zufällig die Einstellung eines Massis ist. Sie ist in Wirklichkeit die natürliche Folge jener Religion des „Identitätsprinzip“, von dem Rivière sprach. Es ist fast in allen Beobachtungen, die Massis z. B. am deutschen Menschen macht, etwas Wahres. Aber das „etwas“ ist hier die Haupttatsache. Macht man dieses Etwas auf grob gradlinigem Wege zu dem Wahren, so reiht man es aus dem unergründlich gewobenen Netz seiner Spannungen und Gegensätze, in deren Ordnung es allein ein Seiendes ist. Dann verlegt sich die polar flutende geistige Wirklichkeit in eine falsche Zweihheit von Gesicht und Maske. Und jede Anschauung, die beides organisch zu vereinigen sucht, wird Lüge, geistige Unreinheit. Zu diesem Ergebnis muß die folgerichtige Durchführung der französischen Denkweise kommen, wie sie uns Massis zeigt — Massis, bei dem sich die methodische Naivität des Romanen mit der unbestreitbaren Disziplin des Katholiken paart. Ewig unerkannt muß es da bleiben, daß es eine Reinheit gibt, die deshalb gerade Reinheit ist, weil sie sich ehrlich und werdensüchtig zum Leben bekennt, das immer durch seine Schuld und Unreinheit zu seiner Unschuld und Reinheit hindurch muß. Unerkannt muß es da bleiben, daß auch das Denken nicht der tiefsten Menschenpflicht entfliehen darf, die heißt mit dem Pfunde zu wuchern.

Doch sehen wir, was Massis an aufbauenden Werten beizubringen vermag. Nur wenig Raum bleibt für diesen Teil in seinem Werke. Aber was besteht, ist in seiner schäbigen Armut noch zu viel. Das Abendland muß, nachdem es sich von allem nicht Abendländischen purgiert hat — die Grenze läge ungefähr am Rhein und ginge vielleicht mitten durch die Schweiz —, wieder zu seinem wirklichen Charakter zurückfinden, der etwa darin zentriert, sich mit Wissen und Willen zur Idee des Menschen zu bekennen. Ein gesunder, dem Geistigen den Vortritt gewährender Aktivismus muß wieder herrschend werden. Der Abendländer muß sich definieren. Denn nur die sichtbare, ja fast greifbare Beständigkeit der Wahrheit kann noch die Herrschaft des Geistes auf der Erde erhalten. Form muß von Chaos sich scheiden, die Ordnung der Dinge muß in einer hellen Atmosphäre von Sinn und Vernunft schweben. Gott soll nicht mit dem Menschen in der gleichen Masse untergehen, und der Mensch soll seine Stellung als eine an die Gesellschaft absolut gebundene erkennen. „Der Abendländer stellt sich die Frage gar nicht erst, was der Mensch tun könnte, wenn er allein wäre; er ist nicht allein, die Naturgesetze offenbaren es ihm, die Erfahrung überzeugt ihn davon. Für ihn heißt der Mensch Gesellschaft (!!).“ Diese göttliche Weltordnung bestand im Mittelalter. Wer hat sie zerstört? Luther. „Lange vor Tagore hat er der alten sittlichen und rechtlichen Ordnung, die er so verabscheute und haßte, eine falsche Ordnung der Liebe entgegengestellt, wo es weder festes Maß noch sicheres Vorbild gibt... Und so hat sich von der Schwelle der Neuzeit an das Abendland diese Identitätsmetaphysik geöffnet, die über den deutschen Idealismus, den slawischen Mystizismus, den asiatischen Pantheismus sich bei uns einleben will... So kommt der Mythos eines nur Geist sein wollenden Asien zu uns auf dem Umweg einer andern Legende, eines ganz metaphysischen Deutschland“ — und hat keinen andern Erfolg, als uns zum Kantismus und zum Luthertum zurückzuführen, dessen wesenhafte Verneinung man mit zweifelhaften Anleihen bei den östlichen Theosophen zu beleben sucht. Rückkehr zum Mittelalter sei das einzige Wahre, und Aufbau auf den drei Elementen, die Europa nach Valérys Definition ausmachten: Römertum, Christentum und Griechentum. Diese Rückkehr zum Mittelalter sei aber nicht schlaffes Zurückweichen, sondern nur Suchen nach einem festen Punkte, von dem aus man umso weiter gehen könne. Daß aber solche Rückkehr nicht faule Romantik werde, dafür müsse eine feste Autorität sorgen, die katholische Kirche, da sie die Kirche der Wahrheit sei. „Die katholische Kirche ist die einzige Macht, die die Internationalität des Geistes verkörpert,“ sie ist auch die einzige Macht, die den asiatischen Geist assimilieren kann, der übrigens — welche Überraschung — nicht zu sehr abgeneigt scheint, sich dieser Kirche zu unterwerfen — *parce qu'elle est la Vérité.* Im übrigen

verzichtet Massis großmütig darauf, Asien zu latinisieren, man muß es nur christianisieren, ihm ein Christentum geben, „das jedes nationale Gewand abgelegt hat, einen reinen Katholizismus, d. h. eine Liebe, eine Überlieferung, eine Wahrheit...“ Und so haben wir denn 300 Seiten gelesen, nur um bei einer großgeschriebenen Vérité zu landen. Um auf unsere Frage nach der Wahrheit der abendländischen Kultur zu vernehmen, daß die katholische Kultur sie sei, weil sie die Wahrheit sei. Jacques Rivièrē wäre wohl über diese Offenbarung der einzigen europäischen Intelligenz nicht sehr erfreut und würde den Beginn der Ara, wo nur noch gilt, was die Franzosen zu Philosophie, Literatur und Kunst sagen, auf den Moment festsetzen, wo Leute von der Robustheit eines Massis arbeitsunfähig geworden sind. Ein Gutes hat dieser Salto mortale des Schlusses: er erspart uns die Kritik. Das Buch richtet sich selber. So muß jedes Unternehmen europäischen Anspruchs enden, das seine Existenz nur auf lateinischer Basis aufbaut. Bei aller Bewunderung für das Mittelalter möge man nicht vergessen, daß die Germanen den bescheidenen Anteil daran hatten, seine Hauptträger gewesen zu sein. Gewiß ist eine Verteidigung Europas nötig. Aber eines wirklichen Europa. Dasjenige von Massis lohnt als Europa nicht einmal eine Verteidigung auf dreihundert Buchseiten. Wenn Europa ein lebensfähiger Begriff ist, dann kann es nur im Leben aller seiner Teile leben. Es ertrüge eine zweite Bartholomäusnacht noch weniger als Frankreich die erste ertragen hat. Ein solches Europa wäre allerdings nicht mit der einen greifbaren Wahrheit zu fassen, die Massis proklamiert. Es müßte in einem unendlich tieferen Sinn, als ihn Massis je verstehen könnte, sich eine Wahrheit zu eigen machen, die ohne Unehrlichkeit und Faulheit alle Wahrheiten in sich schlösse, sie zu fruchtbare Spannung lockte und in höherem Frieden beseligte. Ein Europa, das nur deshalb Europa wäre, weil es ein ganzes Deutschland, ein ganzes Frankreich umschloß. Wie sorglich aber die eine Liebe des Herrn Massis alles Nicht-Französische umhegen würde, sehen wir etwa daran, daß kaum ein deutsches Zitat in seinem Buch nicht gröblich falsch geschrieben ist. Nein, die Einheit eines Massis ist nur Zersplitterung mit negativem Vorzeichen, ist Schlafen statt Ruhen, ist Temperament statt Leidenschaft. Wer einen Meister Eckhart, einen Luther, einen Hegel mit dem ersten besten Boulevard- oder Berlin W.-Philosophen zusammenführt, der ist nicht berufen, den Namen seines eigenen Landes in den Mund zu nehmen, geschweige denn den Europas.

Elizabeth Sulzer.

Die amtlichen englischen Dokumente über den Ausbruch des Weltkrieges.

Die Britischen Amtlichen Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges 1898—1914. Im Auftrage des Britischen Auswärtigen Amtes herausgegeben von G. P. Gooch und Harold Temperley. Vom Britischen Auswärtigen Amt autorisierte einzige deutsche Ausgabe herausgegeben von Hermann Lutz. Letzter (voraussichtlich elfter) Band: **Der Ausbruch des Krieges. Dokumente des Britischen Auswärtigen Amtes, 28. Juni bis 4. August 1914.** Gesammelt und zusammengestellt, sowie mit einer Einleitung und Noten versehen von J. W. Headlam-Worley, Historischer Beirat des Britischen Auswärtigen Amtes; 1 Band in 2 Teilen. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1926; LXXV und 612 Seiten.

In dem Augenblick, da die deutsche Aktenpublikation zur Vorgeschichte des Weltkrieges abgeschlossen wird, beginnt die britische zu erscheinen, und der englische Publikationsentschluß wird kaum ohne den Anstoß der deutschen Publikationsleistung zu denken sein. Die republikanische Regierung des Deutschen Reiches ließ bald nach dem Umsturz „Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch 1914“, die Zeit vom 15. Juni bis 3. August 1914 umfassend, er-

scheinen (Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1922); als sich hiebei zugleich die Erkenntnis einstellte, daß wirkliche Erfassung der Kriegsurachen sich auf Kenntnis der früheren diplomatischen Vorgänge gründen müsse, holte man außerordentlich weit aus und legte in einem einzigen stehenden Quellenwerk von 39 Bänden etwa 16,000 Aktenstücke vor („Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914“). Im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von Johannes Lepsius, Albrecht Mendelssohn Bartholdy und Friedrich Thimme. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1922—1926).

Der Entschluß des britischen Foreign Office, gleichfalls eine umfassende Edition seines Archivmaterials vorzunehmen, geht auf Ramsay Macdonald und Austen Chamberlain zurück, welcher Ende 1924 G. P. Gooch und H. W. Temperley mit der Aufgabe der Publikation betraute. Die beiden Herausgeber waren in der Lage, eine durch den historischen Beirat am Auswärtigen Amt, Headlam-Morley, bereits veranstaltete Sammlung der unmittelbaren Vorkriegsdokumente (von der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand bis zum englisch-deutschen Kriegsausbruch) vorzufinden, und so kam, ähnlich wie in der deutschen Publikation, der letzte Band der ganzen Reihe zeitlich zuerst heraus. Die vom Britischen Auswärtigen Amt autorisierte deutsche Ausgabe erscheint gleichzeitig mit der englischen in der Deutschen Verlagsgesellschaft zu Berlin.

Die Editionsmethoden sind im ganzen denjenigen ähnlich, die bei Herausgabe der „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch“ zur Anwendung kamen; die Aktenstücke folgen sich chronologisch; Tag und Stunde der Absendung und des Empfangs sind praktisch am Kopf jedes Stücks vermerkt. Die Übersetzung, für die Hermann Lütz verantwortlich ist, liest sich gut. Für wissenschaftliche Untersuchungen sind selbstverständlich die englischen Texte zugrunde zu legen. —

Der Entschluß zur rüchholtzlosen Öffnung der deutschen Archive wurde in Berlin von einer Regierung gefaßt, die auf der Revolution basierte und keine Ursache hatte, die leitenden Staatsmänner der vergangenen Zeit, sowohl die des eigenen Landes, als die der Kriegsverbündeten, zu schonen. Daß man sich von patriotischen Motiven leiten ließ, ist anzunehmen; sie gingen aus von dem Wunsche, den Paragraphen des Versailler Friedens, der Deutschland die Alleinschuld aufzubürde, durch Aktenbeweis zu widerlegen. Als England sich entschloß, Einblick in seine Papiere zu gewähren, lagen dort die Dinge anders: Der Zusammenhang von der Vorkriegszeit durch die Kriegsjahre in die Nachkriegsgegenwart blieb ununterbrochen, der Führer der politischen Aktion von 1914, Edward Grey, weilt unter den Lebenden, auf das verbündete Ausland war Rückicht zu nehmen.

Der Herausgeber Headlam-Morley betont (Pag. XIX): „... dem Leser liegt in dieser Ausgabe alles innerhalb des angegebenen Zeitraumes aus den Archivbeständen des Auswärtigen Amtes vor, was auf den Ursprung und den Ausbruch des Krieges Bezug zu haben schien. Er ist im Besitz des gesamten urkundlichen Materials, das der Staatssekretär und seine Berater zu jener Zeit vor sich hatten.“ Die Dokumente, welche ein verbündetes oder neutrales Land besonders angingen, wurden der betreffenden Regierung vor dem Drucke zur Genehmigung vorgelegt. „Es ist höchst befriedigend, erklären zu können, daß diese in jedem Fall ohne Vorbehalt erteilt wurde... Die wärmste Anerkennung gebührt namentlich der französischen Regierung, die an diesem Werke natürlich besonders interessiert ist, für die Bereitwilligkeit, mit der sie das Prinzip vollständiger Veröffentlichung uneingeschränkt angenommen und sich damit identifiziert hat“ (P. XXVII). Diese Erklärungen des Herausgebers sind wohl so zu verstehen (vgl. P. XVIII), daß vollständige Bekanntgabe der von England geführten Verhandlungen erstrebt wurde, daß dagegen alles, was Beziehungen und Besprechungen in und zwischen den befreundeten Mächten (besonders Frankreich-Rußland) betraf, auch soweit ein schriftlicher Niederschlag in englischen Archiven sich fand, weggelassen wurde, bzw. der Veröffentlichung oder Nichtveröffentlichung durch die betreffende Regierung vorbehalten blieb.

Der Benutzer der Aktenbände muß sich vor Augen halten, was eine derartige Sammlung, auch wenn sie unter so günstigen Auspizien zustande kommt wie die vorliegende, seiner historischen Einsicht unmittelbar bieten kann und was nicht. Sie bietet in einer zeitlichen Begrenzung, die ein Gesamturteil über die englische Haltung noch ausschließt, den Schriftwechsel zwischen dem Foreign Office in London und den britischen Botschaften, resp. Gesandtschaften im Ausland; sie erlaubt gewisse Schlüsse auf die Absichten der handelnden Personen, wohl auch auf die Struktur und Entwicklung der öffentlichen Meinung. Dies ist viel, aber es ist keineswegs alles. Davon, daß neben der offiziellen Straße Seitenwege laufen und begangen werden können, sei hier nicht die Rede; durch Vergleichung des von verschiedenen Seiten zuströmenden Quellenmaterials dürfte im Laufe der Zeit eine einwandfreie Rekonstruktion der diplomatischen Vorgänge zu erreichen sein. Doch ist man damit von der Einsicht in die Leitgedanken einer großmächtlichen Politik noch sehr weit entfernt. Die Diplomatie handhabt die taktischen Mittel und war immer in hervorragendem Maße eine Kunst des Augenblicks und der Augenblicksbenuzung; selbstverständlich, daß gleiche Maßnahmen verschiedenen Zwecken dienen, verschiedene Mittel zum gleichen Ziele führen können. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß aus Aktenbänden (wären sie auch noch so reichhaltig) jemals das wirkliche politische Leben unmittelbar zu erfassen sei. Von einer Lösung der „Kriegsschuldsfrage“ ist vollends keine Rede; solange man davon spricht, ist das Problem falsch gestellt.

Um den Nachweis der Einzelheiten des diplomatischen Verlaufes handelt es sich also. Schon dies ist wichtig und schwierig. Die publizierten Aktenmassen haben zunächst Ausgangspunkt für Spezialuntersuchungen zu sein. Wer die Bände durchliest (sie sind allerdings kein Lesebuch!), gewinnt einen Überblick, bestenfalls Einsicht in das Grundsätzliche, das im ganzen Typische in der diplomatischen Haltung des einen oder des andern Staates. Dies für Großbritannien zu skizzieren, ist hier die Aufgabe.

Wenn man von der Lektüre der deutschen Akten zu den englischen kommt, so ist der Unterschied im Ton, in der dauernden Grundstimmung sehr groß. Dort ein Reich, dem die Entscheidungsfrage gestellt ist, das von seinen Gegnern tödlich bedroht werden kann; das diplomatische Spiel atemraubend und aufregend, die Äußerungen schwankend zwischen übertriebenem Kraftgefühl und schwerer Sorge, die Haltung wechselnd von Prinzipienstolz zu peinlicher Verlegenheit. Dies führt zu den unsinnigen, frivollen Klingenden Ausbrüchen in den kaiserlichen Randbemerkungen, zu den inneren Nöten Bethmann-Hollwegs; dies macht, auch bei der diplomatischen Leitung, einen unzweifelhaften Kriegswillen frei, der doch den verantwortlichen politischen Lenkern als bitteres Muß erscheint: der Augenblick kann der letzte sein, die letzte Möglichkeit, mit Aussicht auf Erfolg zu handeln; Österreichs Schicksalsstunde hat geschlagen, man muß es halten, man muß ihm den Wert des Bündnisses demonstrieren, denn es ist der einzige Freund. Bitter zitiert Staatssekretär v. Jagow das Wort: „Wenn dir die Gesellschaft nicht mehr paßt, such' dir eine andere, wenn du eine hast.“ Furchtbar lastet die russische Gefahr. Der Leser hat wenig Gelegenheit, das deutsche Vorgehen zu bewundern; er empört und entrüstet sich; aber das Mit-erleben wirkt noch heute erschütternd. Anders England. Es steht abseits, sehr interessiert, doch nicht an den Wurzeln seiner Existenz berührt; es steht nicht vor unausweichlichen Notwendigkeiten; es wählt, wählt, entscheidet sich, in seinen Entschlüssen nicht schicksalhaft bedingt, so schicksalvoll sie sich auswirken werden. England ist höchst dramatisch bewegt, aber seine Lage ist nicht, wie diejenige Deutschlands, tragisch. Edward Grey leitet die Geschäfte, klug, geschäftsmäßig, in sympathischer Sachlichkeit, fühl, doch — auch innerlich — nicht gleichgültig. Man liest mit Spannung, — starke fünf Wochen und gegen 700 Aktenstücke, überschrieben, wohl für die Verarbeitung im Amt, für die Einordnung im Archiv, lange mit „Österreich-Ungarn und Serbien“, dann „Europäische Krise“, schließlich, seit 1. August, „der Krieg“. Man spürt, wie auch England, spät allerdings, warm wird.

Nach dem Mord von Serajewo waren die englischen Sympathien für

Österreich-Ungarn unverkennbar; lange blieben dann die englischen Interessen direkt unberührt. In diesen Monaten hat Sir Edward Grey sich unermüdlich um Vermittlung bemüht. Es erscheint mir nicht angängig, diese Versuche, — ich spreche von den Vorgängen, die in die Tage vom 20. Juli bis 1. August eingeschlossen sind, — anders zu finden als ehrlich. Grey plädiert für Mäßigkeit der österreichischen Forderungen an Serbien, für Annahme oder wenigstens Beratung der serbischen Antwort, er schlägt, als Russland in Bewegung kommt, entsprechend einer Anregung des Unterstaatssekretärs Sir A. Nicolson, am 26. Juli eine Konferenz mit den Botschaftern Deutschlands, Frankreichs und Italiens in London vor, um eine Vermittlung zu bewerkstelligen. Er wirbt vor allem um Deutschland; er vermag weitgehend mit dem deutschen Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, zusammenzuarbeiten; dieser ringt förmlich um einen günstigen Bescheid aus Berlin; man glaubt in London lange an deutschen Vermittlungseifer und erklärt sich erst allmählich enttäuscht. Deutschland wünscht Abrechnung Österreich-Ungarns mit Serbien und lässt ihm mindestens freie Hand; dann wähnt es, den Konflikt lokalisieren zu können; erst sehr spät, am 29. Juli, beginnt es in Wien kräftiger zu sprechen; alsbald geht alles in der Mobilisationspsychose unter. Keiner hat die Folgen der deutschen Haltung so richtig vorausgesehen und vorausgesagt, wie Fürst Lichnowsky.

Es war längst bekannt, daß England eine Bündnispflicht gegenüber Frankreich im vorliegenden Fall nicht anerkannt hat und sich durch nichts verpflichtet fühlte, in den Krieg einzugreifen. Dies wird vielfach belegt, bestätigt, motiviert. Der Eintritt Frankreichs in den Krieg ist zwangsläufig erfolgt, derjenige Englands keineswegs. Als er schließlich vollzogen wurde, wurde er, — in den Akten, — ausschließlich mit der Verlezung der belgischen Neutralität motiviert.

Überraschungen, Sensationen dürfte man in den publizierten englischen Akten dieser unmittelbaren Vorkriegszeit vergeblich suchen. Etwas, was unsere bisherige Kenntnis von den Vorgängen grundlegend änderte, ergibt sich, so weit ich die Dinge übersehe, nicht. Die Publikation der entsprechenden deutschen Dokumente mußte seinerzeit weit stärker modifizierend wirken. England stand mit seiner Diplomatie nicht mitten im Gewoge; es konnte warten, es konnte für den Augenblick dieses oder jenes tun. Und doch war es innerlich stärker beteiligt, als die Akten vermuten lassen. Was wir aus ihnen erfahren, bleibt zeitlich besangen, bleibt an der Oberfläche und bei den Anlässen; sie leuchten nicht in die Tiefe, lassen das Dauernde und Wesentliche der englischen Reichspolitik und Handelschaft unberührt; kaum ein Wort in all den diplomatischen Auslassungen von Kolonien, Flottenproblem, merkantilen Rivalitäten! Und für das rein Diplomatische war England bremzend, nicht treibend. Daraus ergibt sich, daß für die Kenntnis der diplomatischen Vorgeschichte des Weltkrieges neben den deutschen nicht die englischen, sondern die russischen und französischen Dokumente in erster Linie ausschlußlich sein müßten.

B e r n

Werner Näß

Politische Literatur.

Taschenbuch des Grenz- und Auslanddeutschums. In Verbindung mit A. Hille, Ziegfeld und Heinz Hendriek herausgegeben von K. C. von Boesch. Deutscher Schubund-Verlag, Berlin B. 30.

Das Werk erscheint vorerst in 45 Lieferungen, kleinen Heften, die einzeln käuflich (und übrigens billig) sind und deren uns zur Zeit 14 vorliegen, nämlich die über: Die Deutschschweiz, Eupen-Malmedy, Das Burgenland, Das Deutschtum in Angloamerika, Die deutschen Westländer, Lothringen, Die Kolonialdeutschen, Das Deutschtum in Großrumänien, Das Deutschtum in Australien, Luxemburg, Das Saargebiet, Danzig, Kärnten, Die Deutschen in der Tschechoslowakei, Nordschleswig. Da sie von verschiedenen Verfassern stammen

(Kennern der einzelnen Gebiete) und an sich verschieden wichtige Abschnitte des Gegenstandes enthalten, so ist natürlich der Eindruck beim Leser nicht immer derjelbe. Der Schweizer aber, der neugierig zuerst nach dem seine Heimat behandelnden Heft greift (Nr. 12, verfaßt von unserem bekannten Landsmann Dr. Hans Weber), wird sich da sogleich von der Gediegenheit des ganzen Unternehmens überzeugen; er findet da in bewundernswerter Knappheit und Klarheit das wichtigste, was über den Gegenstand dem Ausländer zu sagen ist, dazu ein kleines, mit Bedacht geführtes Literaturverzeichnis und drei gut gezeichnete Sprachenkarten (Schweiz, Westschweiz, Graubünden) in schwarz-weiß. Karten enthalten alle Hefte; sie sind sorgfältig ausgeführt, aber einige leiden an Unübersichtlichkeit, weil man mehr hineinbringen wollte, als ohne Buntdruck in solchem Format möglich ist (siehe z. B. die Karte von Kärnten). Der gute Eindruck, den das Schweizerheft macht, wird durch die übrigen Arbeiten bestätigt; so viel ich sehe, ist überall Sachlichkeit und Zuverlässigkeit das Gepräge des Unternehmens, selbst wo es sich um heißumstrittenes Kampfgebiet handelt, wie bei den Deutschen der Tschechoslowakei, die anerkennenswert maßvoll von Dr. Peters behandelt wird. Geradezu hervorragende Arbeiten sind die von Dr. Friedrich Koenig über Lothringen und über die deutschen Westlande; hier fühlt man den Pulsschlag des Mitlebenden ebenso gut wie die Sachkenntnis des Historikers, beides führt weit über den „national denkenden Gelehrten“ hinaus. Wir haben ja über all diese Gebiete eine Menge Literatur (gute und schlechte, denn die Tendenz, auch die läbliche, schädigt die wissenschaftliche Arbeit fast immer); aber hier ist der Vorteil einer guten Darstellung verbunden mit dem einer gleichmäßig durchgeführten und umfassenden Bearbeitung. Natürlich ließe sich leicht auch da und dort eine Lücke oder ein schiefes Urteil nachweisen; ich verzichte darauf, weil es ungerecht gegen die Verfasser der Einzelhefte wäre, eine Kritik zu üben, die sich nicht gleichmäßig über das ja noch gar nicht vollständig vorliegende Werk erstrecken kann.

* * *

Dr. J. Straubinger: Die Schwaben in Sathmar. Schicksale oberschwäbischer Siedler im Südosten Europas. Mit 25 Vollbildern. 95 Seiten. Stuttgart 1927. Verlag des Keplerhauses.

Dieses geschmackvoll ausgestattete und angenehm lesbare Büchlein gehört zu den erfreulichen Erscheinungen auf dem Büchermarkt. Der Verfasser, ein Priester aus Oberschwaben, hat seine Volks- und Glaubensgenossen in einer jetzt zu Rumänien gehörenden Gegend Ungarns aufgesucht und ihre Verhältnisse erkundet. Die Darstellung des Gegenstandes darf mustergültig genannt werden. Im achtzehnten Jahrhundert wanderten dorthin, vom Grafen Karolhi gerufen, Schwaben aus der Bodenseegegend (auch einige Schweizer sind darunter). Wie es ihnen da ging, was von ihrem Schwabentum noch erhalten, was vom Ungartum verschüttet oder bedroht ist, wie der Übergang an Rumänien zum Anlaß wurde, das deutsche Wesen wieder zu erwecken, das dem neuen Staat weniger anstößig ist als das madjarische, mit dem es im Kampfe liegt, das berichtet Straubinger sehr anschaulich. Der sorgfältigen Arbeit dürfte wissenschaftlicher Wert zukommen, übrigens nicht bloß geschichtlicher, sondern auch sprachwissenschaftlicher, denn die Mundart wird beschrieben und durch einen Anhang von Proben verdeutlicht.

Eduard Blocher.

Neue Literatur über Wirtschaftsfragen.

Die Zusammenfassung der Interessen des einzelnen Wirtschaftsmenschen oder seiner Unternehmung in irgend einer Organisation und die dadurch bewirkte Potenzierung der isolierten Kraftzentren bildet eine anerkannte treibende

Macht der wirtschaftlichen Entwicklung. Diese Erkenntnis lag nicht immer offen zu Tage. Gelegentlich waren auch die mit jeder Gruppenbildung verbundenen Nebenwirkungen derart unerfreuliche, daß man gerade aus dieser Erkenntnis heraus die Organisation als solche rücksichtslos bekämpfte.

Die französische Revolution zerschlug die letzten Überreste der im Mittelalter ausgebildeten organisatorischen Bindungen unter den wirtschaftlich tätigen Bürgern. Ein ausdrückliches Verbot wurde den Verbänden der einzelnen Berufe entgegengesetzt, die im bisherigen Staatsleben als öffentliche Organe wichtige Funktionen ausgeübt hatten. Später, auf dem Kontinent besonders ausgeprägt seit den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, wurden alle jene Vereinigungen verboten, die auf irgendwelche Weise den freien Konkurrenzkampf abzuschwächen oder zu verhindern suchten. Der damals herrschende junge und extreme Liberalismus sah in dem stets kräftiger sich entfaltenden Kapitalismus einen wichtigen Faktor zur Stärkung sowohl der eigenen Position als des Staatsganzen und wollte deshalb das vermeintlich ausschlaggebendste Motiv des Aufschwungs — eben die freie Konkurrenz — konsequent und rücksichtslos zur Anwendung bringen. Die seitherige Entwicklung hat nicht nur gezeigt, daß die Verbände innerhalb des heutigen Wirtschaftslebens wichtige Aufgaben zu erfüllen haben, denen die isolierten Wirtschaftssubjekte nicht gewachsen sind, sondern auch, daß sich der Staat zur Durchführung seiner Tätigkeit mit Vorteil auf die Mitarbeit dieser Verbände stützt. Im Verlaufe dieser Ausführungen werden wir sehen, welche mannigfache Bedeutung dem Ausdruck „wirtschaftliche Organisation“ in der Wirklichkeit zukommt.

Der Zürcher Rechtsanwalt Dr. O. Holer widmet seine soziologische Studie **Berufsverband und Staat** (Verlag Buchhandlung Rudolf, Zürich) eben der Untersuchung des Problems, in welcher Form dem Berufsverbande ein seiner Wichtigkeit entsprechender Einfluß im Staatsleben eingeräumt werden kann. Er weist auf die Tatsache hin, daß das rasche Anwachsen der Organisationsbewegung zwar das Antlitz des Wirtschaftslebens erheblich verändert habe, daß dieser neue Machtfaktor aber von der Gesetzgebung nicht erkannt und ihm noch nicht der angebrachte Platz im Staatsganzen zugewiesen worden sei. Im Abschnitt über die Lösungsversuche reiht Holer zahlreiche Vorschläge aneinander, die aus verschiedenen Lagern zur Nutzbarmachung der Verbandstätigkeit durch den jetzigen oder zukünftigen Staat gemacht worden sind. Sinzheimer's Idee der Selbstverwaltung und Selbstgesetzgebung durch die Berufsverbände steht neben Steiners Vorschlag zur Dreigliederung des sozialen Organismus; Rathenau, Wissel und Spann kommen mit ihren Projekten zur Sprache; es wird ein Blick auf die deutsche Gesetzgebung über die Betriebsräte und die italienische über das Verbandswesen geworfen und schließlich auf die in der Schweiz aufgetauchten verschiedenen Projekte (der Nationalräte Kurer, Feigenwinter und Bolle) hingewiesen. Wir erfahren, daß schon im Jahre 1886 im Genfer Grossen Rat die Anregung zur Bildung obligatorischer Berufsverbände zur Übernahme staatlicher Funktionen fiel und daß wenig später der Gedanke auch ins eidgenössische Parlament gelangte. Seither ist die Frage in kurzen Zwischenräumen von Vertretern der verschiedensten sozialen Gruppen aufgegriffen worden. Mangel an Klarheit über Wert und Bedeutung dieser Neuerung, Skepsis in Bezug auf ihre praktische Durchführbarkeit und gewichtige verfassungsrechtliche Bedenken wirkten zusammen, um eine endgültige Entscheidung immer wieder zu verschieben. Der Verfasser schildert ausführlich die Psychologie der Mitglieder dieser einander teilweise entgegenarbeitenden Verbände und kommt zum Schluß, daß ihre ausgeprägte Kampfstellung die an sich vielleicht nicht hoffnungslos tiefen Gegensätze scheinbar unüberbrückbar macht. Er nennt die Schwierigkeiten, die sich bei der Übertragung staatlicher Funktionen ergeben, weil die Verbände nur in interessopolitisch nicht wichtigen Fragen (z. B. der Berufslehre) zusammenarbeiten, und erwähnt zuletzt einen eigenen, vom Schweizerischen Gewerbeverband aufgenommenen Vorschlag.

Die besprochene Schrift ist anregend, aber nicht in allen Teilen gleich wertvoll. Weil der Verfasser nicht zum vornehmesten eine genaue Umschreibung

des Begriffes „Berufsverband“ gibt und ihn gegenüber den andern wirtschaftlichen Verbänden abgrenzt, ist ihm das Mißgeschick passiert, daß er die gänzlich andere Zwecke verfolgende Planwirtschaft Rathenaus und anderer in die Reihe der Lösungsversuche seines Problems aufnimmt. An Stelle der unvollständigen Aufzählung der Berufsverbände hätte eine Schilderung des Arbeitsbereiches der verschiedenen Verbandstypen wertvollen Aufklärungsdienst geleistet. Immerhin stellt die Arbeit Hölers ein interessantes Material zusammen und beleuchtet diese aus der wirtschaftlichen Entwicklung entsprungene eminent politische Frage nach vielen Seiten.

Die Formen der Zusammenschlüsse privatwirtschaftlicher Unternehmungen behandelt der ausgezeichnete Lehrer der Nationalökonomie an der Zürcher Hochschule, Prof. Saizew, in seiner bei G. Fischer in Jena als 19. Heft der Sammlung „Kielner Vorträge“ veröffentlichten Studie **Horizontal und Vertikal im Wandel der letzten Jahrzehnte**. Mit scharfer Axt schlägt er in das Begriffsgestrüpp, das in den letzten Jahren die Erscheinungen der Kartelle, Trusts u. s. w. umwucherte. In fesselnden Ausführungen, die durch sieben graphische Darstellungen veranschaulicht werden, zeigt der Verfasser, wie die möglichen Organisationstypen (Kartell, Trust, Konzern, Großunternehmung u. s. w.) entstehen, je nachdem welche Produktionsrichtung (ob eine oder mehrere Produktionsstufen, d. h. horizontal oder vertikal), welches Bindemittel (Kartellvertrag oder finanzielle Beteiligung) und welche Ziele (Monopolherrschaft, Rationalisierung u. s. w.) im neuen, übergeordneten Organismus angewendet und verfolgt werden. An diese durch große logische Schärfe ausgezeichneten begrifflichen Darlegungen schließt sich eine historische Übersicht über die Beweggründe der Veränderungen im Wesen dieser Organisationen im Verlaufe der Jahrzehnte bis zum Kriege (als das horizontal zusammenfassende Kartell herrschte), während des Krieges und in der Inflationsperiode (als der vertikale Konzern florierte, der oft in eigenen Betrieben vom Holzstoff für das Zeitungspapier bis zur öffentlichen Meinung alles selbst produzierte) bis zur Gegenwart, die für das Gedehnen der Kartelle wieder vorteilhafte Grundbedingungen aufweist. Prof. Saizew gelangt zum Schluß, daß je nach den konkreten Voraussetzungen beide Konstruktionsmethoden ihre Berechtigung haben.

Wiederum einen andern Typus einer wirtschaftlichen Organisation haben wir vor uns, wenn wir den **Geschäftsbericht für 1926 der Schweizerischen Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft** betrachten. Seit 1918 hat dieser Verband in nicht weniger als 33 Schriften über seine vielseitige Tätigkeit Bericht erstattet. Im Zentrum seines Geschäftsbereiches steht die Aufgabe, unter eigener Leitung und nach eigenen Plänen bisher öde Ländereien fruchtbar zu machen und in blühende Siedelungen zu verwandeln. Damit sollen der agrarischen Bevölkerung neue Ländereien erschlossen werden. Gleichzeitig strebt die Vereinigung darnach, durch Beratung und Leitung bei der Erstellung von Kleinheimwesen für Industriebeschäftigte im Sinne einer Auflockerung der überfüllten städtischen Wohnkomplexe zu wirken. Sie sorgt aber nicht nur für die erstmalige Schaffung neuer Gehöfte, sondern arbeitet auch darauf hin, die durch moderne Industriebauten bedrohten Landwirtschaftsbetriebe, durch Verpflanzung der Bevölkerung, in die Zukunft hinüber zu retten. So gelang es ihr, den Grundsatz der Realersatzleistung bei kulturlandzerstörenden Anlagen im Konzessionsvertrag über die Erstellung des Stauwerkes Ezelsee durch die S. B. B. zur Anwendung zu bringen. Diese verpflichteten sich nämlich, außer den Expropriationskosten einen namhaften Beitrag zur Erstellung von 60 neuen Betrieben zum Erzähle der unter Wasser geratenden Heimwesen zu leisten. — Der Kolonisation der Linthbene, der erfolgreich durchgeföhrten studentischen Arbeitsferienkolonie in Bosco, der Forschung nach den Gründen der Gebirgsentvölkerung und ähnlichen Themen gelten weitere interessante Berichte. Die durch vorteilhafte Verbindung von wissenschaftlichen Erkenntnissen mit praktischen Erfahrungen sich vollziehende umfangreiche Geschäftstätigkeit der Vereinigung leistet überaus wertvolle Kulturarbeit, deren positive Ergebnisse wichtige nationale Interessen in entscheidender Weise fördern.

Die Zollpolitik ist abhängig von den wirtschaftsgeographischen Gegebenheiten eines Landes, wird grundsätzlich von den im Parlamente vertretenen Strömungen festgelegt und ist im übrigen eine Resultante des von den Spitzenverbänden der nationalen Wirtschaftszweige im Sinne der Ergänzung oder der Neutralisierung geltend gemachten Einflusses. Daß diese Faktoren der Bildung der Zollpolitik nicht immer mit wünschenswerter Deutlichkeit hervorgehoben werden, ist der einzige Vorwurf, den man gegen die Untersuchung von Carl Hammer über *Die Entwicklung der handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz seit Ende des Weltkrieges* (Verlag Paul Haupt, Bern) erheben könnte, die im übrigen den Verlauf der zollpolitischen Beziehungen bis zum Abschluß des provisorischen Zollabkommens vom November 1925 und den Warenverkehr während dieser Periode übersichtlich und gründlich darstellt. Die mit reichen wirtschaftsgeschichtlichen Details ausgestattete Schrift weist die große Bedeutung Deutschlands für unsere Volkswirtschaft nach, steht doch unser nördlicher Nachbar hinsichtlich des Gesamtvolumens unseres Außenhandels unter den kontinentalen Staaten seit 1926 wieder an erster Stelle.

Die Besprechung dieser Bücherreihe gab uns Anlass, auf die verschiedenen Typen der wirtschaftlichen Verbände hinzuweisen: auf die sozialpolitische Interessenorganisation, die privatwirtschaftlichen Zusammenschlüsse, die gemeinnützige Vereinigung mit wirtschaftlicher Zwecksetzung und schließlich auf den allgemein-wirtschaftspolitischen Spitzenverband. Die Eigenarten und die Tätigkeit dieser verschiedenen Organisationen zu kennen und einzuschätzen wissen, ist kein theoretisches Bemühen, sondern unerlässliche Voraussetzung zur Beurteilung des politischen Geschehens.

Emil Schmidt.

Entdecker-Jahrtien.

Unter dem Titel „Der Weltkreis“ gibt der Verlag der Philosophischen Akademie in Erlangen eine Reihe älterer Reisewerke heraus. Sie will Weltweite des Blicks verschaffen, räumlich und zeitlich. Entdecker, Eroberer, Gesandte, Pilger, Forscher sollen in Quellenwerken zu Worte kommen. Drei erste Bände liegen vor. Sie bringen schwer zugängliche Originalberichte, nach denen der Geopolitiker wie der Abenteuerlustige mit gleicher Wonne greifen wird. Gut wiedergegebene zeitgenössische Kupfer- und Holzschnitte schmücken die Bände in apartem Format. Willkommen sind die Anmerkungen und bibliographischen Hinweise, die übrigens die Bücher gar nicht belasten; sehr wertvoll sind die Einleitungen. So gibt Hans Kauders einen bei aller Gedrängtheit lichtvollen, großzügigen Überblick über das noch lange nicht ausgeschöpfte, eben wieder so bedeutsame Problem der Stellung Russlands zu Asien und Europa. Besser könnte nicht die Spannung jeden Lesers auf den Wiederentdecker Russlands gelenkt werden, als welchen Schloßer den Freiherrn zu Herberstein bezeichnet hat. Dieser war Gesandter des uns Schweizern nur zu wohl bekannten Habsburger Kaisers Maximilian, dann auch Ferdinands, beim Russenherrsch. Da sollte er Frieden stiften zwischen Polen und Russland, ferner eine politische Heirat vermitteln und überdies einen Kreuzzug der römischen und griechischen Christen vereint gegen die immer näher drohenden Türken vorbereiten. Manches erreicht er, vieles mißlingt. Sehr anregend berichten darüber Herberstains „Rerum moscovitarum Commentarii oder Moscovia“. Das Buch ist aus der lateinischen Urausgabe (Wien 1549) in Anlehnung an die 1563 in Basel erschienene Übersetzung „Moscoviter wunderbare Historie“ übertragen von W. von den Steinen. In anregendster Weise führt es uns Sitten, Usitten und Gebräuche der Russen, Tiere und Pflanzen ihres Landes vor, erörtert Unterschiede der orthodoxen und römischen Kirche, erzählt von Tataren und Finnen. Reizvoll wandeln sich für uns Raum und Zeit. Naives und Tragisches lesen wir heute aus dem Entdeckerbericht des österreichischen Ritters.

— Ein anderer Band bringt die Briefe Ghiselin von Busbecks, der im 16. Jahrhundert acht gefahrvolle Jahre am Hause Sultan Solimans des Großen zubrachte. — Eine Masse von Lesern wird dann namentlich das Flibustierbuch finden: „*Piratica americana oder die amerikanischen Seeräuber*, enthaltend die genaue und wahrhaftige Erzählung aller der vornehmsten Räubereien und unmenschlichen Grausamkeiten, welche die englischen und französischen Räuber wider die Spanier in Amerika verübt haben, beschrieben durch A. D. Exquemelin, der selbst allen diesen Räubereien durch Not beigewohnt hat.“ — Ein prachtvolles Abenteuerbuch, interessant wie ein Roman von Stevenson, dazu wahr und reich an geschichtlichen Anregungen. Wir lernen eine meist gern übersehene Zeit der Verteilung der Welt kennen: das amtliche „Mandat“ besaß Spanien, aber Franzosen, Engländer, Holländer suchten auch ihr Teil und zwar — da es einen Alle gerecht berücksichtigenden Völkerbund damals ja noch nicht gab — auf dem Weg der Seeräuberei, die sich zu seltener Vollkommenheit ausbildete. Welch' ferne Zeit, dieses 17. Jahrhundert! Germanen und Romanen, Protestanten und Katholiken bekämpfen sich in grausamster Weise.

Mit großer Spannung sehen wir den weiteren Bänden entgegen. Möge sich „Der Weltkreis“ rasch erweitern! Er macht bedeutsame Werke zugänglich, die sonst nur schwer oder gar nicht aufzutreiben waren. Von schweizerischen Erscheinungen gehörte in diesen Kreis die prächtige, daher nur allzu teure, Familienpietät zu verdankende Neuausgabe der Reisen des Thalwiler Schärers Ammann ins Gelobte Land.

Karl Alf. Meyer.

Randbemerkungen

Einem Unberufenen ins Stammbuch.

In der in Berlin erscheinenden, von Stefan Großmann herausgegebenen Wochenschrift „Das Tagebuch“, war unterm 20. Februar 1926, unter dem Titel „Schweizer Bilder“, aus der Feder des Herausgebers u. a. folgendes zu lesen gewesen:

„In der Wirtsstube des patrizischen Gasthofes in Ragaz hängt in goldenem Rahmen ein Oldruck „Unsere Heerführer bei der Grenzbesezung 1914“. In der Mitte sieht der dicke Oberst Wille martialisch in die Welt und rings um ihn lauter kriegsernste, zur Entschlossenheit entschlossene Majore und Hauptleute. Andern Tags fand ich in Flims noch schöneren Wandschmuck. Ein Buntdruck: „Zur Erinnerung an die Mobilisierung 1914“. Da gehts noch etwas lyrischer zu. Auf eisigem Gipfel steht ein einsamer Schweizersoldat. Der in solchen Fällen verwendete sternenlose Himmel lastet düster über dem wachsam Posten. In einer Bignette, quasi als Nebenmotiv, sieht man die Gebeine der Kriegsopfer herumliegen, der Knochenhaufen wird zurückgehalten und weggefegt von demselben Schweizer Soldaten, der von Gottes und Wiles Willen auf dem Alpengipfel aufgestellt wurde...“

Es fällt mir nicht ein, die Strapazen zu unterschätzen, denen die Schweizer Miliz in vier Kriegswintern ausgesetzt war, aber nicht um diese Anstrengungen handelt es sich bei solchen Buntdrucken, schließlich ist Herr Oberst Wille auch nicht persönlich die räätischen Alpen und die Tessiner Schneberge hinaufgekraxelt und doch hat er für die Schweiz sein bisschen Feldherrenruhm einfassiert und erhält ihn auf den Oldrucken aller

Wirtshäuser bestätigt... Alle haben überall gesiegt. Auch der Feldherr Wille, der vier Jahre lang zugeschaut hat.

Alt werden heißt andern recht geben, am Ende gab ich auch diesem Oldruck recht. Es war auch das Zuschauen eine Arbeit, auch das Danebenstehen war eine Leistung! ... Zum Teufel, es war auch eine Leistung, vier Jahre lang, Tag für Tag in der „Bosjischen Zeitung“ zu sitzen und, während das Herz vor Verzweiflung einschrumpfte, täglich zweimal fettgedruckte Zuversicht in die Gemüter zu spritzen. Warum bekomme ich kein Erinnerungsblatt? Und die heute schon verblühte Edith, die 1914 gerade neunzehn war und die statt ihres Frühlings zehn Jahre Bangigkeit und Freudlosigkeit und schnell vergessenes Bettglück erlebt hat, warum bekommt Edith nicht für die verlorene Zeit ihrer verpfuschten Jugend wenigstens ein Erinnerungsdiplom?“

Es ist uns seinerzeit nahegelegt worden, gegen diese Verhöhnung und Besudelung unserer Armee und ihrer Führer durch einen Ausländer in unserer Zeitschrift Verwahrung einzulegen. Wir sahen davon ab, in der Erwägung, daß auf solche Niedrigkeit der Gesinnung Schweigen die einzige Antwort sei. In ihrer Nummer vom 25. Juni dieses Jahres hat die gleiche Zeitschrift die „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur“ zum Gegenstand ihrer Besudelung gemacht, so daß wir diesmal nicht um eine Antwort herumkommen. Es ist dort von den „Korruptionsfonds des (deutschen) auswärtigen Amtes“ die Rede und diese werden als Quellen bezeichnet,

„aus denen ein Strom goldenen Segens auf auslanddeutsche Presseerzeugnisse fließt, die am Orte ihres Erscheinens mit Recht allgemeine Verachtung genießen und durch ihr Da-Sein und Entlarvt-Sein die deutsche Politik kompromittieren, die aber, als ob sie die innere Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit ihrer Redakteure besonders dokumentieren wollten, ihre gütigen Geldgeber lausbübischi mit auslanddeutschem Dreck bewerfen. Zu jenen Blättern, die gegenüber dem Vorwurf, vom Auswärtigen Amt bezahlt zu sein, wohlweislich geschwiegen haben, gehören auch die „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur“ — in der Schweiz Monatshefte für Politik ohne Kultur genannt.“

Den Anlaß, diese Anwürfe gegen unsere Zeitschrift zu richten, hat Herrn Großmann eine in unserm Juniheft erschienene Buchbesprechung Eugen Wegmanns gegeben. Bei Besprechung des betreffenden Buches — Rolf Brandt „So sieht die Weltgeschichte aus“ — hatte Herr Wegmann von einigen, „von der irregeführten Menge verhimmelten“ Staatsmännern der jüngsten Zeit gesprochen und insbesondere auch solchen Deutschlands, „die über ihren „Idealen“ oder oft auch nur ob ihren allermenschlichsten, allerpersönlichsten Bedürfnissen und Eitelkeiten das eigene Vaterland vergaßen“. Großmann fügte diesen Worten den Schlußsatz bei:

„Um sich dergleichen sagen lassen zu können, muß Herr Stresemann (notabene: die Erträge unserer Steuern) zahlen. Ist das noch Edelmut? Oder schon Masochismus?“

Nun, der hoch zu schätzende Außenminister des deutschen Reiches ist der Beantwortung der ihm von Großmann gestellten Fragen, wie überhaupt jeglichen Gewissenskonfliktes in dieser Sache enthoben. Die „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur“ werden von einer Genossenschaft von sechzig unbescholtene Schweizerbürgern herausgegeben. Ihr Geschäftsgebaren wie ihre Leitung unterstehen ausschließlich deren Aufsicht und Kontrolle. Darum ist auch in der ganzen Welt nie der Vorwurf gegen sie erhoben worden, daß sie vom Ausland bezahlt würden und entsprechend bestand auch nie ein Anlaß, einen solchen Vorwurf zurückzuweisen. Wir möchten Herrn Großmann doch wirklich raten, andere Leute nicht immer nur nach seinem eigenen Maßstab zu messen. Kollege Jacobsohn von der „Weltbühne“ hat in Nr. 18 seines Blattes von 1921 den Ausspruch getan, daß die Berliner

Theaterkritiker der Barbastellung mit einer einzigen Ausnahme unzügänglich seien. Auf die Anfrage Großmanns, wen er mit dieser Ausnahme meine, antwortete Jacobsohn in Nr. 20 seines Blattes: „Nach meinen Feststellungen ist die eine Ausnahme Herr Stefan Großmann.“ Es ist uns bekannt, daß es später zwischen den beiden Kollegen vor einem Pressechiedsgericht zu einem Vergleich kam. Es ist uns aber auch bekannt, daß Herr Großmann seine Klage gegen den Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, in der ihm ebenfalls Bestechlichkeit vorgeworfen worden war, zurückzog, nachdem derselbe erklärt hatte, er habe keine Bestechung durch Erzberger behauptet. — Wir wollen uns aber nicht länger als nötig in den Niederungen der Großmann'schen Angelegenheiten bewegen. Seinen Charakter möge Herr Großmann aus seinen eigenen Worten herauslesen. Wendungen wie die vom „ausbübischen mit Dreck bewerfen“ kann er ruhig als Kenntzeichnung seiner ganzen journalistischen Tätigkeit auf sich selbst beziehen. Sie sind dann richtig angewandt. Im übrigen aber lasse er die Finger von unsren schweizerischen Angelegenheiten. In sie hineinreden, geht ihm wirklich jede Berufung ab.

Zürich, Anfang August 1927.

Dr. Hans Döhler.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

Bernhard, Hans: Schweizerische Siedlungs-politik; Zürich, 1919.
 Die britischen amtlichen Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges; Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte; Berlin, 1927.
 Hammer, Carl: Die Entwicklung der handelspolitischen Beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz seit Ende des Weltkrieges; Haupt, Bern, 1927.
 Holer, O.: Berufsverband und Staat; Rudolf, Zürich.
 Loesch, K. C. v.: Taschenbuch des Grenz- und Auslanddeutschums; Deutscher Schubundverlag, Berlin.
 Massis, Henri: Défense de l'Occident; Plon, Paris, 1927.
 Saizew: Horizontal und Vertikal im Wandel der letzten Jahrzehnte; Fischer, Jena.
 Schweizerische Vereinigung für Innenkolonisation und industrielle Landwirtschaft: Geschäftsbericht für 1926.
 Der Weltkreis; Verlag der Philosophischen Akademie; Erlangen.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Eugen Curti, Zürich. — Dr. Helmut Ammann, Aarau. — Dr. Peter Hirzel, Zürich. — Dr. Rudolf Schwarzmüller, Bern. — Dr. Roman Voos, Münchenstein. — Dr. Eugen Bircher, Aarau. — Otto Fischer, Bankdirektor, Aarau. — Fr. Dr. Doris Wild, Zürich. — Fr. Elisabeth Sulzer, Zürich. — Prof. Dr. Werner Näf, Bern. — Eduard Blocher, Pfarrer, Zürich. — Dr. Emil Schmid, Zürich. — Karl Alfonso Meyer, Kilchberg.

Berantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Döhler. Schriftleitung: Zürich, Steinhaldestraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: A.-G. Gebr. Leemann & Cie. Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Neu-Eingänge von Büchern:

Athanasius: Die Seelennot eines bedrängten Volkes, Von der nationalen zur religiösen Bedrückung in Südtirol; Marianische Vereinsbuchhandlung, Innsbruck, 1927; 104 S.

Bettelini, Arnaldo: Per l'ideale svizzero; Sanvito, Lugano, 1927; 52 S.

Bonjour, Edgar: Die Schweiz und Savoyen im spanischen Erbfolgekrieg; Haupt, Bern, 1927; 149 S.; Fr. 5.60.

Elsaß-Lothringisches Jahrbuch, Sechster Band; de Gruyter, Berlin 1927; 304 S. u. zahlr. Abbildungen.

Guhr, H.: Sieben Jahre interalliierte Militär-Kontrolle; Korn, Breslau, 1927; 103 S.

Harmsen, Hans: Bevölkerungsprobleme Frankreichs; Bowinkel, Berlin, 1927; 212 S.

Kannengießer, Hans: Gallipoli, Bedeutung und Verlauf der Kämpfe 1915; Schlieffen, Berlin, 1927; 237 S. u. zahlr. Abb. u. Karten; M. 5.70.

Knoll, Kurt: Eine offene Schuld Amerikas an 3½ Millionen Deutsche in der Tschechoslowakei; Sudetendeutsche Verlagsbuchhandlung, Wien, 1927; 51 S.

Koellreutter, Otto: Der Deutsche Staat als Bundesstaat und als Parteienstaat; Mohr, Tübingen, 1927; 39 S.; M. 1.50.

Mehrmann, Karl: Locarno-Thoiry-Genf in Wirklichkeit, Eine Bilanz der Rheinlandräumung; Hobbing, Berlin, 1927; 207 S.; M. 5.

Mittelholzer-Gouzy-Heim: Afrikaflug; Orell Füssli, Zürich, 1927; 235 S. u. 215 Abb.

Mödelt, Otto: Lothringen nach den Cahiers de dolances von 1789; Winter, Heidelberg, 1927; 176 S.; M. 4.50.

Nearing, S., und Freemann, J.: Dollar-Diplomatie; Bowinkel, Berlin, 1927; M. 15.

Pohl, Heinrich: Die elsaß-lothringische Frage; Enke, Stuttgart, 1927; 63 S.; M. 7.

Poulimenos, A.: Vereinigte Staaten Europas; Stollberg, Berlin, 1927; 110 S.

Reinhold, Peter: Deutsche Finanz- und Wirtschaftspolitik, Eine Rede; Der Neue Geist-Verlag, Leipzig, 1927; 40 S.; M. 1.

Steinbach, Fr.: Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte; Fischer, Jena, 1927; 180 S.; M. 9.

Strauß, Leopold: Deutsche Eisenbahnspolitik in Elsaß-Lothringen; Winter, Heidelberg, 1927; 154 S.; M. 4.

Böckting, Friedrich: Die Romagna, Eine Studie über Halbpacht und Landarbeiterwesen in Italien; Braun, Karlsruhe, 1927; 461 S.; M. 20.

* * *

Giacometti, Zaccaria: Über das Rechtsverordnungsrecht im schweizerischen Bundesstaate; Mohr, Tübingen, 1927; 40 S.

Henrici, Hermann: Die Basler Handelskammer 1876—1926; Helbing & Lichtenhahn, Basel, 1927; 277 S.; Fr. 30.

Jahrbuch für Soziologie, III. Band, 1927; Braun, Karlsruhe, 1927; 343 S.; M. 15.60.

Reiber, Ernst: Die gewerbsmäßige Nachrichtenvermittlung; Schweiz. Bodenseezeitung, Romanshorn, 1927; 153 S.

Volmar: Jakob Stämpfli als Verkehrspolitiker, Eine Verteidigung des bernischen Staatsmannes und der bernischen Eisenbahnpolitik; Pochon, Bern, 1927; 94 S.

* * *

Bürle, Karl: Heinrich Pestalozzi; Fehr, St. Gallen, 1927; 32 S.; Fr. —.80.

Eberlein, Kurt Karl: Goethe von C. G. Carus; Jef, Dresden, 1927; 284 S.

Reinhart, Josef: Im grünen Chlee; Francke, Bern, 1927; 159 S.; Fr. 4.80.

Streicher, Siegfried: Spitteler und Böcklin; Orell Füssli, Zürich, 1927; Bd. I, 126 S.; Fr. 5.50; Bd. II, 160 S.; Fr. 5.50.